

281 Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Der „Bettler Kasper“ wurde nicht müde, mich immer wieder mit Lesestoff zu versorgen; er gab mir auch allerlei Winke und Ratsschläge, nach denen ich es auf ganz billige Weise zu einer eigenen kleinen Bibliothek bringen konnte. Meine Lesewut war unstillbar. Ich meinte wahrhaftig, in den enggedruckten, dürrtigen Bändchen alles Schöne und Gute der Welt zu besitzen. Unbewußt gewann ich damals die einsame Feldarbeit täglich lieber, weil ich da am besten mit meinen Gedanken allein sein konnte. Mein Herz war oft so voll und heiß, daß ich der ganzen Welt vom Glück meiner wunderlichen Sehnsüchte hätte erzählen mögen.

Aber hinter den Sonnentagen stiegen immer wieder andere herauf; böse und arme Stunden, die mir das Gift des Neides ins Herz träufelten und in denen ich mich vom Leben hintangefügt fühlte. So war Jakob Stoder, der mir in der Schule hundertmal die Rechnungen abgeschrieben hatte, jetzt Schreiber in einer Fabrik in Trüb. Er trug eine Klemmbrille auf der Nase, und wenn er am Sonntagnachmittag in der Ilge saß und von den Briefen erzählte, die er nach Indien, China und sogar bis Neuseeland zu schreiben habe, von den Dispositionen, die man in so einem Riesengeschäft treffen müsse, von den Chancen, die da ein tüchtiger Kopf habe, dann hörten wir ihm mit offenem Munde zu. Da er immer noch bei seinem Vater in Steig wohnte, aus Freude am Landleben, wie er sagte, in Wirklichkeit, um sich das Kostgeld in Trüb zu ersparen, nahm er hin und wieder Gelegenheit, neben mir auf dem leeren Sandwagen von Trüb heraufzufahren. Er erzählte mir von einem Faszklub „Kellania“, dem die besseren Bureauangestellten in Trüb angehörten und der jeden Freitagabend im Café Bellevue seine Sitzungen abhalte. Manchmal machten wir im Galdenwirtshaus einen kurzen Halt. Das „Käferli“, wie er Galdenwirts Emilie nannte, war immer sehr aufgeräumt, wenn wir einkehrten; doch brauchte es nicht viel Menschenkenntnis, um zu bemerken, daß sie mit ihren Gedanken den Jakob Stoder meinte, nicht etwa den Kofknecht, mit dem er fuhr. Er konnte ihr die Hände streicheln und recht artig mit ihr tun. Manchmal, wenn sonst keine Gäste da waren, blieb er noch ein wenig bei ihr sitzen. Aber wenn er sich mir anschloß, sagte er regelmäßig im Weiterfahren: „Ja ja, das Käferli! Wenn die nur glaubt! Die wird ein altes Herz bekommen, bis der Jakob Stoder auf den Beim geht. Da wäre es schädlich um die Chancen.“

Auch andere Mädchen, die etwa an uns vorbei gingen oder vom Felde aus grüßten, kamen nicht besser weg; sogar Margritte Stamm fand nicht ohne weiteres Gnade. Die fange auch an, ihm an den Weg zu stehen, behauptete er einmal, als sie im Garten schaffte, während wir am Steinernen Platz vorbeifuhren. Er werde sich aber dreimal besinnen, nicht bloß zweimal. Sie solle doch feinetwegen den reichen Witwer nehmen, der jeden zweiten Sonntag von Mehrbach heraufkomme. Die meine gewiß, er, Stoder, habe kein Wissen davon, daß ihr Vater schon mehr als zehntausend Franken für seinen Aeltesten, den Emil, habe blechen müssen, der mit seiner Mehgerei und Wirtschaft in Krien einfach nicht vorwärts komme. Der Presi könne den Steinernen Platz lang herausputzen, wie eine Villa, ein richtiger Freier kalkuliere mehr auf andere; wobei er mit den Fingern die Bewegung des Geldzählens machte. Wirklich hatte Stamm an seinem Hause einen grauen Pflasterbewurf anbringen lassen; manche behaupteten, es sei ihm dabei nur darum zu tun gewesen, den Spruch unterm Vordach zu verdecken, aus Karger darüber, daß es ihm mit seinen Sachen nicht nach Wunsch gehe.

Hierauf machte mich Jakob Stoder noch ein wenig auf seine eigenen Vorzüge aufmerksam, die ich stillschweigend anerkannte. „Was meinst Du? Die Mädchen wissen schon, daß sie es bei mir einmal sein haben werden. Wenn ich wo an-Klopfe, muß der reichste Bauernsohn zur hinteren Türe hinaus.“

Von mir sagte er gar nichts, und ich fand das auch selbstverständlich. Wenn mir dann andern Tages die Tochter meines Meisters in Dreihäusern, die sehr häßliche Bannhofer-

Christine, die merkwürdigerweise fast gar kein Sinn hatte, in der heißen Kiesgrube Most einschenkte und mich dabei mit ihren kugelrunden gelben Augen anblickte, wie wenn ich sie aus dem Wasser ziehen müßte, oder wenn sie beständig in der Grube umherschielte, als wollte sie mich darauf aufmerksam machen, daß wir wirklich ganz allein waren, sie und ich, dann kam oft eine leise Verzweiflung über mich und ich ließ die Pferde scharf anziehen.

Man konnte es ja allerdings als eine Art Geschenk betrachten, daß die häßliche Bauerntochter mir die Hand hinhalt. Der alte Dengler-Jonis, der etwa in der Grube Sand laden half, hatte mir schon mehr als einmal zu bedenken gegeben, es sei einer ein Narr, die Augen an Pfirsichbäumen hinauf zu werfen, wenn ihm eine Birne am Weg liege. Pfirsiche seien sowieso nicht für mich, da werde ich immer zu spät kommen.

Ja, das glaubte ich selber, daß ich zu spät kam. Zu allem zu spät. Das mit dem Stelzenhof konnte ich mir wohl auch aus dem Kopf schlagen. Denn mit meinem Geldlein ging es langsam vorwärts. Und dem alten Subacher, der fast immer im Bett liegen mußte, riet man täglich zum Verkaufe des Heimwesens, das den gebrechlichen Leuten eine Last war und immer mehr zum Lottergütlein wurde. Die Subacherin hatte den Uebernamen „Distelfink“ bekommen, weil sie den halben Sommer über auf den schlechtgepflegten Aedern Disteln ausjäten mußte, ohne doch mit dieser Arbeit je zu Ende zu kommen. Um keinen Lohn ausgeben zu müssen, behalt sie sich mit einem halb blödsinnigen Knechtlein. Wenn man ihr vorstellte, daß das Gut mit jedem Jahr an Wert abnehme, sah sie einem fast mitleidig an. Der Franz, wenn er erst aus Amerika daheim sei, werde das alles bald wieder auf der Höhe haben.

Zu jener Zeit kam ich fast täglich am Stelzenhofe vorbei. Aber er kam mir fremder vor, als früher. Es war mir kaum möglich, den verwilderten Garten und die schlecht bestellten Aeder anzusehen. Ich bekannte das dem Feigerhanß einmal, als wir zufällig eine Strecke weit den gleichen Weg zu gehen hatten, und fügte sogar bei, daß mich das Söflein jetzt nicht mehr so recht freuen würde.

Er ließ mich zuerst ohne Bescheid. Nach einer Weile sagte er mit wenig Anerkennung in der Stimme, er sei sonst nicht dafür, daß man sich in der gleichen Stunde dreimal anders besinne.

Nachdem er bereits eine Strecke weit von mir weggegangen war, blieb er stehen, studierte ein wenig und sah sich dann nach mir um. „Du, wenn Du Zeit hast — ich könnte Dir etwas zeigen daheim.“

Ohne weiteres folgte ich seiner Einladung und schloß mich ihm an. Auf dem Wege durchs Oberdorf sagte keiner ein Wort; ich war innerlich sehr neugierig, um was es sich handeln möchte.

Es war noch nicht Feierabendzeit, das Haus war verschlossen. Ganiß öffnete und geleitete mich, immer noch beharrlich schweigend, durch die Stube in die Nebenstube. Dort wies er mit einer leichten Kopfbewegung auf einen eintrittigen, braunbemalten Kasten, von dessen Türfüllungen jede einen Spruch trug.

Es stieg mir heiß in den Kopf. Ich hatte den Kasten augenblicklich erkannt.

Der Feigerhanß verstand die Frage, die unausgesprochen in meinen Augen lag. „An des Elsbauern Gant habe ich ihn gekauft, vor drei Tagen. Ich wußte schon lang, daß er dort stehe und habe darauf acht gegeben. Ich hab Dir einmal — später — eine Freude damit machen wollen. Aber jetzt hat es ja keinen Wert, wenn Du so gesonnen bist.“

Ich betastete den Kasten mit der Hand, ich machte ihn auf und sah hinein. An jener Schraube links in der Ecke hatte Vaters Sonntagsrock gehangen.

„Laßt Ihr den Kasten nicht mir?“ Meine Frage klang kurz und gespannt.

Er sah mich mit einem sehr verwunderten Blicke an. „Ich kann Dich heut nicht ganz erkennen,“ meinte er kopfschüttelnd.

Ich schämte mich vor ihm. „Wenn ich es machen kann, so muß der Kasten wieder dorthin kommen, wo er einmal

gestanden hat. Das sage ich Euch. Hier in dieser Kammer sage ich es."

"Also, gut."

Wir traten wieder in die Stube hinaus. "Laß nur den Kasten hier, bis Du einen besseren Platz für ihn weißt. Wie ich es mir ansehe, würde es sich schicken, daß Du jetzt die Militärkleider darin versorgen würdest. Es geschieht ihnen nichts bei uns."

Er nahm nun die geblümete böhmische Flasche, ein hoch in Ehren stehendes Hochzeitsgeschenk, aus dem Wandschrank, deckte den Falladen auf und stieg auf der steilen Treppe behutsam in den Keller hinab. Ich sah mir das kleine hölzerne Pferd und die verschiedenen Kinderschühlein an, die unterm Ofen standen.

"Der Sehtjährige hat sich ordentlich gemacht," sagte Hans im Herauskommen, indem er den Wein gegen das Licht hielt. "Wir drehen den Gahn kaum alle drei Wochen einmal. Aber heut, meine ich, gehört es dazu."

Nachdem wir beinahe feierlich miteinander angestossen, blieb es eine gute Weile still in der Stube. Dann räusperte sich mein Wirt ein wenig. "Ich habe Dir noch etwas sagen wollen. An das müssen wir auch denken. Es ist nämlich so, daß der Armenpfleger Stoder verstoßen auf das Stelzenhöslein acht gibt. Gewiß, ich weiß es. Er meint, es würde für seinen Aeltesten, den Gulbreich, passen, der jetzt auf der hintern Weid Pächter ist."

Ich sagte kein Wort dazu, ich drehte nur immer mit harten Griffen mein Glas zwischen den Fingern.

"Hast Du mich verstanden?" fragte Hans nach einer langen Pause. Nachdem ich mit stummem Kopfnicken bejaht hatte, fuhr er eindringlicher fort, indem er dabei den Zeigefinger bis auf Augenhöhe hob: "Weißt: still sein! das ist jetzt die Hauptsache! Wegen dem sag ich es Dir: der Stoder darf nichts merken! Wenn es dann Zeit ist, müssen wir reden, und am rechten Ort. Der Leberer in Zimmerwald kann da viel machen, der Hubacherin Bruder, mit dem ich in die Schule gegangen bin. Zu dem läuft der Stoder nicht. Der Leberer hat ihn vor zwölf Jahren im Döhlen in Gehren einen Marksteinverfeher gescholten und dafür fünfzig Franken ins Armenamt zahlen müssen. An so etwas denkt man."

"Ich danke Euch für das alles," sagte ich. Die Dinge beschäftigten mich so sehr, daß ich nicht viele Worte machen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Familie Sorge.

"Na, Frau, wie machen sich die neuen Nachbarn?"

"Ja, Karl, wie machen sie sich! Wenn Du nächsten Sonntag wieder fragst, kann ich's Dir vielleicht besser sagen. Heute weiß ich weiter noch nichts, als daß sie ganz jung verheiratet sind. Kinder haben sie noch nicht, und Krach war bis jetzt auch nicht, wir werden also wohl abends und Sonntags früh unsere Ruhe haben. Ich geh' jetzt in die Halle, Kaffee und Zeitung hast Du ja neben Dir, und wenn's klingelt, brauchst Du nicht hoch, ich hab' den Schlüssel bei mir."

Ab ging die Frau, und mit Behagen redete sich Karl Lehmann hoch gegen sein Rüdentissen und las die erste fetze Ueberschrift: "Neue Unruhen im —". Da klopfte es kräftig an seine Tür. "Herein."

"Entschuldigen Sie, Herr Nachbar, und schönen guten Morgen auch, wenn ich störe; aber meine Frau sagte: 'Geh' rüber, Sorge — Sorge ist mein Name, Bantischler Sorge — geh' rüber und laß Dir seh'n, damit die Leute wissen, wat sie for'n Nachbarn haben.'"

"Na id denke, wir werden uns verdragen, Sie sind ja ooch vom Bau, wie id schon gehört habe, also denn — auf gute Nachbarschaft, Prost!" Und er holte aus der inneren Rocktasche ein grünes Stwas, das reichlich einen halben Liter hielt.

"Meiner Nordhäuser, bessere Sorte natürlich heute uff'n Sonntag. Wenn das Zeug's bloß nich so verdammt teuer wäre."

Und bei dieser "besseren Sorte" kam das Gespräch flott in Gang, so flott, daß nach einer halben Stunde die Rückkehr der Frau unbemerkt blieb. Die hantierte ruhig in ihrer Küche, aber sie wußte schon: dieser Sonntag war zum Teufel, — ihren Karl kannte sie ja schon länger als zwanzig Jahre, und da war jetzt jeder diplomatische Versuch überflüssig.

Endlich rückte Herr Sorge den Stuhl.

"Also, in zehn Minuten bin id fertig, wir geh'n denn erst mal barbieren, is ja erst halb Zehne, da komm' wir noch dide zurecht."

Von Frau Else nahm er in der Küche einen wortreichen Abschied und stellte ihr für den Nachmittag den Besuch seiner Gattin in Aussicht: "Wir können denn alle zusammen 'n rechten schönen Abend verleben."

So gegen drei Uhr nachmittags kam Karl nach Hause. Barbier war er, und liebenswürdig war er wie vor zwanzig Jahren; so war

er immer nach einer fünfständigen Morgensprache. Frau Else kannte das und buggierte ihn mit eben so viel Liebenswürdigkeit auf sein Sofa, packte ihn zurecht, deckte ihn schön zu und ließ ihn liegen. Fünf Minuten später hörte sie in der Küche das kräftige Schnarchen ihres Gatten. Das verhehlte Mittagessen nahm sie still vom Feuer und stellte es kalt für den Abend. Allzulange hatte sie sich aber der erhofften Ruhe nicht zu freuen. Gegen vier Uhr klopfte es und herein tänzelte Frau Sorge, jung und lebenslustig und ließ sich auch durch keinen Hinweis auf den schlafenden Mann abweisen.

"Meinen habe id ooch trocken gelegt, der is ja sonst ganz verminstig, er drinkt sonst gar nicht, bloß, wenn er seine Tour kriegt, und heute hat er se, jetzt schläft er selig, und wir könn' uns nu' in Ruhe 'n Wort erzählen, Frau Nachbar'n. Wissen Se, wir sind ja erst 'n paar Monate verheirat', und Sie sind doch schon in die Mitteljahre, und da kann man doch manchen guten Rat von Ihnen brauchen. Ich hab' ja schon von Kindheit an keine Mutter mehr und Sie sind so gut und freundlich und ich kömm' nu schon in acht oder zehn Wochen zu liegen."

Damit war Frau Else besiegt, denn sie war bei aller sonst gesunden Lebensanschauung unnatürlich gutherzig. Beim Kaffee schüttete nun die Junge ihr Herz aus, dies volle Herz, das außer dem Mann auch noch einen mütterlichen Anschluß brauchte. Und sie war wirklich gar nicht zu verachten. Sie offenbarte schöne Herzenseigenschaften. Sie war auch sehr sauber, aber sie entwidelte auch eine eiserne Ruhe und Ausdauer im Festhalten.

Endlich so gegen sechs Uhr ließ sie sich bewegen, sich doch mal nach Herrn Sorge umzusehen. Karl hatte sich schon ein paar mal gerührt, er mußte bald wach werden, und Frau Else wußte, wenn der Krach verflohen war, dann verlangte ihn nach einem scharfen Gang ins Freie. Auch heute stimmte das. Zehn Minuten später waren Beide mit etwas Abendbrot in der Tasche leise zur Wohnung hinausgegangen. Draußen zwischen den Lauben fiel das erste Wort.

"Du, Männe, wir werden vorsichtig umgehen mit den neuen Nachbarn, sie sind ja sehr nett und freundlich, aber sie scheinen furchtbar anhänglich zu sein."

"Ja, Weib, da magst Du Recht haben, aber nu mach mal was. Wenn Du erst mit ihm geproft' hast, ist schwer, wieder loszutommen und überhaupt Sonntag vormittag."

"Ja, Karl, alles ganz schön, wir sind ja nun auch draußen, und den Tag reißt ich morgen früh vom Kalender, aber aufpassen müssen wir alle Beide, sonst wohnen sie mehr bei uns, wie bei sich, und Du findst ja Deine Stammneipe schon selbst ohne Sorge'n."

"Na, nu Schwamm, Weib, jetzt frische Luft und nachher Abendbrot und denn so gegen zehn in die Klappe, morgen is 'n neuer Tag."

Aber alle Vorsicht und alle Diplomatie nützte nichts. Das enge Zusammenwohnen siegte über jede abwehrende Ausflucht. Sorges waren mehr bei Lehmanns als in ihrer eigenen Behausung, und Frau Else hatte in einem Vierteljahr schon Hebamme, Mutter und Schwiegermutter sein müssen. Und so ging es weiter Tag für Tag, die Wohnungstüren wurden gar nicht mehr geschlossen, es nützte ja doch nichts.

Das Waschfaß, den großen Kochtopf, alte Wäsche zu allerhand Zwecken für den Säugling, ganz abgesehen von den alltäglichen Bedürfnissen, die Frau Sorge aus lauter Liebe für ihren Mann zu holen vergaß, mußte Frau Else zu jeder Tageszeit herleihen, sie wurde der reine Grüntrameller. Zu ihrem Mann durfte sie schon gar nichts davon erzählen, der hätte höchstens gesagt: "Selber Schuld", und wenn er sein Abendbrot geessen und sein Sofa gesaßt hatte und seine Zeitung, und dann Frau Sorge in all ihrer Sauberkeit noch einen kurzen, ganz kurzen Besuch machte, dann lachte ihm doch das Herz im Leibe. Seine Else war gewiß gut, sehr gut, er mochte sich gar kein besseres Weib wünschen, aber diese junge Frau, das war ja so, als wenn er statt der täglichen Wurst mal Sonntags zum Frühstück Kaviartknüppel hatte, echten Schusterkaviar. Na, Dummheiten machte er ja nicht mehr, aber zuwider war ihm Frau Sorge auch nicht.

Aber seine Frau kriegte die Sache satt, und da sie schon lange darüber nachdachte, wie sie die Nachbarn auf anständige Art loswerden konnte, half ihr auf einmal der Zufall.

"Wissen Se, Frau Nachbar'n," sagte eines Vormittags Frau Sorge, "hier in 'n Seitenflügel wird 'ne Wohnung leer, die is drei Mark billiger in 'n Monat wie unsere, wenn wir die doch kriegen könnten. Sie stehen doch gut mit 'n Hauswirt, sprechen Se doch mal mit ihm, wo Sie doch schon so lange hier wohnen; deswegen bleiben wir ja doch zusammen."

"Den Gefallen tu' ich Ihnen, aber garantieren kann ich für nichts. Morgen früh sage ich Ihnen Bescheid."

Am nächsten Ersten kündigte Herr Sorge seine Wohnung und erhielt die Zusage für die freierwerbende im Seitenflügel. Acht Tage später teilte ihm der Wirt mit, daß seine Wohnung vermietet wäre, daß aber die Leute im Seitenflügel sich besonnen hätten und bleiben wollten, er möge sich also nach einer anderen Wohnung umsehen.

Am anderen Tage nach Frau Sorges lebhafter Entrüstung lachte Frau Else still für sich. Diese Plage — es war schon eine stille Qual geworden — wurde sie nun los. Und richtig zogen Sorges am ersten April zwei Querstraßen weiter weg. Mit den neuen Nachbarn vermied Karl Lehmann von vornherein jeden Verkehr, das hatte er seiner Frau versprochen. Lieber wollte er grob

werden. Die neuen Nachbarn blieben auch ganz von selbst für sich, und so war alles wieder in schönster Ordnung.

Drei Tage später klingelte es so gegen zehn Uhr vormittags.

„Ach meine liebe Frau Nachbarn, schönsten guten Morgen, endlich kann ich mal kommen. Was für eine Sehnsucht ich nach Ihnen gehabt habe! Gestern und vorgestern war ja noch so viel zu räumen und reinzumachen, aber heute früh, wie mein Mann weg war, habe ich uns Beide, mich und das Jungchen, in Schuß gebracht, und jetzt sind wir hier, nich Wube? Hier bei Tante Lehmann.“ Und drin war sie, und sie blieb ausdauernd sitzen, lebend am Stuhl, bis Frau Else am späten Nachmittag sich zum Ausgehen fertig machte. Da ging sie mit.

Und so blieb es. Mehrmals die Woche erschien Frau Sorge mit ihrer Spröblich, manchen Abend kam auch Herr Sorge — aus alter gemüthlicher Nachbarschaft —, und immer waren einige Hausgeräte, wenn Frau Else sie gerade nötig brauchte, in der Sorgeschen Wohnung.

„Wir werden in ein ganz anderes Viertel ziehen, Karl, anders können wir die Sorges nicht los werden.“

Und Frau Else suchte mit aller Sorgfalt eine neue Wohnung. Da hatten sie ihren eigenen Eingang für sich, und der Zweck war erreicht. Sorges kamen höchstens noch alle vierzehn Tage mal vor-sprechen, und dann waren sie angenehm; zuletzt kamen sie noch seltener.

Nach Jahr und Tag, als Karl Lehmann eines Abends recht müde nach Hause kam, fand er bei seiner Frau ganz unerwartet Frau Sorge. Freudestrahelnd begrüzte sie ihn, beide Hände reichte sie ihm hin.

„Und denken Sie bloß, jetzt sind wir wieder richtige Nachbarn. Seit gestern wohnen wir hier nebenan, Nummer neunzehn.“

Martin Blankenburg.

Der Weltäther.

I.

„Allerwiger und unbegrenzter Aether!
Durchs Engste wie durchs Weiteste ergoß'ner!
Von keinem Ring des Daseins Ausgeschloß'ner!
Von jedem Hauch des Lebens still Durchweh'ner!“

Seit der grüblerischen Dichter der „Nibelungen“, Chr. F. Sebber, diese, allerdings recht holperigen Verse in seinem Sonett „An den Aether“ niederschrieb, sind gerade 70 Jahre vergangen. Siebzig Jahre beispielloser ökonomischer und technischer Umwälzungen und nicht minder umfassender Bereicherung und Vertiefung unserer Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze. Aus dem Reich der Poesie ist der „durchs Engste wie durchs Weiteste ergoß'ne“ Aether inzwischen immer mehr und mehr in das Gebiet der wissenschaftlichen Erforschung gerückt. Es sind eben jene Zweige der Naturlehre, die im Brennpunkte der sogenannten „modernen Physik“ stehen — Optik, Elektrizitätslehre, Magnetismus, Strahlungserscheinungen —, in denen der Begriff des Aethers eine geradezu dominierende Rolle spielt. Eine „Physik des Aethers“ gibt es heute nicht minder, wie eine „Physik der Materie“. Doch merkwürdig genug! Gleich jenen fabelhaften Gestalten, die gerade in dem Augenblick entschlüpfen, da man ihrer habhaft zu sein wähnt, spottet auch der Aether bis heute noch allen Bemühungen, ihn widerspruchsfrei in allen seinen Eigenschaften zu begreifen. Es ist ein heißes Ringen, das um den Aether mit allen irdischen Mitteln der mathematischen Theorie und des Experiments auf dem Felde der physikalischen Wissenschaft ausgefochten wird; einen Einblick in dessen treibende Kräfte zu gewinnen, wird auch für den Außenstehenden von Interesse und von Nutzen sein.

Als der erste Physiker der Neuzeit, der Italiener Galileo Galilei (1564—1642), seine Kugeln von dem Glockenturm zu Pisa herabfallen und über die schiefe Ebene rollen ließ, um die Fallgesetze der Körper zu erforschen, legte er das Fundament zu einer Naturerklärung, für die alle Vorgänge der Natur in Bewegungsercheinungen, das ist in Ortsveränderungen eines ein für allemal gegebenen Stoffes bestehen. Als eine ungeheure Fülle von Mechanismen sollte sich die Natur begreifen lassen, und je besser und genauer wir deren Bau und Gangart kennen lernen, desto mehr sollten wir uns dem Ideal der Naturerkenntnis nähern. Die Phantasie eines späteren Physikers leidete dieses Ideal in die Vorstellung von einem „universellen Geiste“, der für einen gegebenen sehr kleinen Zeitabschnitt die Lage und die Bewegung aller Elemente des Universums kennt, und dann im Besitze dieser „Weltformel“ noch den Regeln der Mechanik die ganze Zukunft und Vergangenheit bestimmt. „Wie der Astronom den Tag vorher-sagt, an dem nach Jahren ein Komet aus den Tiefen des Welt-raumes am Himmelsgewölbe wieder auftaucht, so löse jener Geist in seinen Gleichungen den Tag, da das griechische Kreuz von der Sophienmoschee blühen oder da England seine letzte Steinloshe ver-brennen wird.“

Solange die Naturlehre die Bewegungsercheinungen der starren Körper erforscht — mögen es die Himmelskörper oder die irdischen sein —, durch Gleichungen der Mechanik lassen sie sich einfach und reiflos beschreiben. So lange nähert sich auch die Naturerkenntnis jenem weltumfassenden Ideal. Viel größeren Schwierigkeiten begegnet die mechanische Naturauffassung, wenn

sich die Forschung jener Gebiete der Natur bemächtigt, die sich auf die Vorgänge im Innern der Körper erstrecken. Die Gesetze, die sich da aufstellen lassen, mögen sehr einfach und mathematisch exakt sein, einen Einblick in den Mechanismus der Erscheinungen ge-währen sie uns zunächst noch nicht. So ist — um ein einfaches Bei-spiel zu wählen — das Verhältnis, in dem der von einem Gase eingenommene Raum zu dem auf ihn lastenden Druck steht, durch eine elementare Gleichung mit großer Genauigkeit ausgedrückt. Wie jedoch dieses Verhältnis zustande kommt, welcher verborgene Mechanismus ihm zugrunde liegt, dies ist, da wir nicht direkt in das Innere des Gases zu schauen vermögen, mit der Aufstellung jener Formel gar nicht erledigt. Es ist ungefähr so, als ob wir eine im Gang befindliche Uhr vor uns hätten, die Bewegungsregeln ihrer Zeiger auf das genaueste feststellen könnten und dabei doch nicht imstande wären, das innere Getrieb mit seinen Nadelchen, Wellen und Schrauben in Augenschein zu nehmen.

Durch eine Vorstellung, deren Wurzeln in die Geschichte der Naturerklärung weit zurückreichen, suchte die Naturlehre seit Beginn der Neuzeit die geschilderte Schwierigkeit zu überwinden. Es war die Vorstellung, daß die greifbare Materie den Raum nur scheinbar ganz erfüllt, daß sie in Wirklichkeit aber aus von einander weit entfernten Körnern besteht, deren verborgene Bewegungen allen Gesetzmäßigkeiten, die wir an den Eigenschaften der Körper fest-stellen, zugrunde liegen. So resultiert das Verhältnis zwischen dem Raum, den ein Gas einnimmt, und dem Druck, der auf ihm lastet, aus einem ungeheuren Knäuel von Bewegungen kleinster Gas-teilchen, die die Wände des Gefäßes unaußgeheißt bombardieren. Anfangs schwankend und mehr einem geistreichen Einfall denn einer wissenschaftlichen Theorie gleichend, eroberte sich die Vor-stellung von dem körnigen Bau der Materie oder die Atomistik im Laufe der Zeit ein Gebiet der naturwissenschaftlichen Forschung nach dem andern. Und heute, etwa 23 Jahrhunderte nachdem die atomistische Naturerklärung in dem System des Griechen Demokrit zuerst mit voller Konsequenz verkündet wurde, bildet sie die aner-kannte Grundlage der Chemie, der Wärmelehre, der Elektronen-theorie und erhebt hier den Anspruch auf denselben Grad der Ge-wißheit, den etwa die Astronomie für ihre Feststellungen in Bezug auf die Maße und Bewegungsgesetze der Himmelskörper fordert. Entbehrt auch die Atomistik, die Astronomie des Unendlichen, des Vorzuges der direkten Anschaulichkeit, den die Astronomie des Unendlichgroßen in so hohem Maße besitzt, so wissen wir doch andererseits, daß es vor allem an dem Bau unserer Sinneswerk-zeuge liegt, daß sich uns die Welt der Atome nur in ihren mittel-baren Wirkungen und nicht in direkter Anschauung enthüllt.

So fruchtbar die Atomistik in konsequenter Durchführung des Grundgedankens der mechanischen Naturanschauung auch war, so wenig vermochte sie zunächst eine andere, weiterverzweigte Klasse der Naturerscheinungen zu bewältigen, bei denen die greifbare, wäg-bare Materie nachweislich keine Rolle spielt. Die typischsten Vor-gänge dieser Art sind Lichterscheinungen. Seit dem Jahre 1675, da der Däne Olaus Roemer (1644—1710) die Entdeckung machte, daß das Licht ungefähr 8 Minuten und 16 Sekunden braucht, um die etwa 150 Millionen Kilometer betragende Entfernung von der Sonne bis zur Erde zu durchlaufen, daß also die Fortpflanzungs-geschwindigkeit des Lichtes in runder Zahl 300 000 Kilometer in einer Sekunde beträgt, seit dieser Zeit stürmte auf die mechanische Naturerklärung eine Reihe von Problemen ein, deren endgültige Lösung noch in weiter Ferne liegt. Zunächst die ungeheure Höhe der Lichtgeschwindigkeit! Wenn ein Zug mit derselben Geschwindigkeit überhaupt fahren könnte, wäre er imstande, in einer einzigen Sekunde siebeneinhalbmal die Reihe um die Welt zu machen. Kein Ingenieur wird je einen solchen Zug bauen können, wie überhaupt eine derartige Geschwindigkeit nicht nur schwer vorstellbar, sondern in der Körperwelt unrealisierbar ist. Dann aber die Unverwundlich-keit der Bewegung, der anscheinend keine noch so große Entfernung auch den allermindesten Abbruch tut! Aus der Astronomie wissen wir, daß es Sterne gibt, die so weit von der Erde entfernt sind, daß das Licht 60 Jahre und darüber braucht, um uns von ihnen Kunde zu bringen. Was geschieht nun mit dem Lichtstrahl, der von einem solchen Fixstern seinerzeit ausgesandt worden ist, um nach einigen Jahrzehnten unser irdisches Auge zu treffen? Wir sind gezwungen, ihn in dem Zwischenraum irgendwie verteilt und an einem Träger gebunden zu denken. Die Natur des Trägers und die Art, wie die Bewegung durch ihn übermittelt wird, sind zwei Fragen, die sich da naturgemäß ergaben und die auch durch die wissenschaftliche Forschung der Zeit alsbald in Angriff genommen wurden.

Mustert man die Reihe der uns bekannten Körper, so ergibt sich sofort, daß keinem von ihnen die Rolle des Vermittlers der Lichtbewegung auch im entferntesten zugemutet werden darf. Stahl und Glas, zwei Körper, die die innere Bewegung am schnellsten übermitteln, tun das mit einer Geschwindigkeit von etwa 5000 Meter in der Sekunde, das ist 60 000mal langsamer als es für die Lichtbewegung in Frage kommt! So war das naturwissenschaftliche Denken gezwungen, neben der wäg- und greifbaren Materie noch eine besondere Stoffart anzunehmen, und sie gab ihm, im Anschluß an die verwandten halbmythischen Vorstellungen der antiken Philo-sophie, den Namen Aether. „Aether (wahrscheinlich vom griechischen Stamme ait = brennen) ist eine materielle Substanz feinsten Art, feiner als alle sichtbaren Stoffe, von der man annimmt, daß sie alle die scheinbar leeren Räume erfüllt“ — so fängt der Artikel

„Aether“ an, den James Clerk Maxwell (1831—1879), einer der größten Physiker der Neuzeit, für die 9. Auflage der *Encyclopaedia Britannica* geschrieben hat.

Schon in dieser flüchtigen Bestimmung, die übrigens durch heutige Anschauungen weit überholt ist, wird der Aether als eine universelle Substanz angesprochen und das mit vollem Recht, denn nicht nur die Lichterscheinungen, sondern auch die elektrischen und magnetischen Vorgänge, gewisse Wärmeerscheinungen, wie nicht minder die Ausstrahlungen der rätselhaften Schwerkraft werden auf den Aether zurückgeführt. Ja, es gibt Physiker, die im Aether das primäre Element des Weltalls überhaupt erblicken und die greifbare Materie als eine spätere Entwicklungsstufe des allumfassenden Aethers betrachten. Doch zu diesen Höhen des Gedankens führen mühselige Pfade der Forschung und über die gilt es zunächst einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. R. Th.

Kleines feuilleton.

Das neue Diphtherieschutzmittel Behrings. Ueber das neulich auf dem Kongress für innere Medizin erstmals öffentlich besprochene neue Diphtherieschutzmittel, mit dem E. v. Behring über sein früheres Heilserum hinaus fortgeschritten ist, erfährt man Näheres in der neuen Nummer der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“. Sie veröffentlicht Behrings Vortrag über das neue Schutzmittel. Spritzt man einem Tier — gewöhnlich werden Pferde dazu verwendet — das von Diphtheriebazillen ausgeschiedene Gift in allmählich steigender Menge ein, so wird es immer widerstandsfähiger gegen das Gift, weil sich im Blut ein Gegengift (Antitoxin) bildet, welches das Diphtheriegift unschädlich macht. Dieses Verfahren nennt man aktive Immunisierung. Das Blutserum der aktiv immunisierten Tiere, das also das Gegengift enthält, ist das bisher gebräuchliche Heilserum. Seine Anwendung bei menschlichen Diphtheriekranken stellt eine passive Immunisierung dar, das heißt, der Körper des Kranken bekommt in dem eingespritzten Serum das Gegengift fertig geliefert und braucht es nicht, wie das vorbehandelte Tier, selbst zu erzeugen. Nun hat man auch versucht, mit diesem Heilserum gesunde Personen, die der Ansteckung durch Diphtheriekranken ausgesetzt sind, z. B. die Geschwister kranker Kinder, vorbeugend zu behandeln, das heißt sie vor der Infektion zu schützen; indessen waren die Erfolge nur gering, weil der Impfschutz entweder ungenügend ist oder doch nur sehr kurze Zeit, wenige Wochen, vorhält. Ein unter bestimmten Bedingungen hergestelltes Gemisch von Diphtheriegift und Gegengift (Toxin und Antitoxin) bewirkt nun — wie die Schuppodenimpfung — eine kurze, völlig harmlose Fieberreaktion und veranlaßt im Blute der Geimpften die Bildung einer Antitoxinmenge, die nicht nur groß genug ist, um sie vor der augenblicklichen Ansteckungsgefahr zu schützen, sondern auch lange Zeit, bis zu einem Jahre, vorhalten kann. Diese Impfung wurde bereits an nahezu 100 Personen ohne Schädigung durchgeführt und in einem Krankenhause ist es gelungen, während einer Diphtherie-Hausepidemie sämtliche Geimpfte gesund zu erhalten. Darüber hinaus hat das Verfahren noch die große Bedeutung, daß man mit kleinen Blutmengen, die solchen Geimpften entnommen werden, wieder andere Personen passiv immunisieren kann, was den Vorzug hat, daß gewisse unangenehme Erscheinungen, die das tierische Serum beim Menschen bisweilen hervorruft, die Erscheinungen der sogenannten Anaphylaxie, vermieden werden. Die neue Methode erfordert die größte Sorgfalt, weil die verschiedenen Altersperioden verschieden empfindlich sind und namentlich weil Personen, die früher Diphtherie überstanden haben oder noch Diphtheriebazillen beherbergen, besonders stark auf die Impfung reagieren. Der Erfinder gibt sein Mittel vorläufig nur an Anstalten ab, die sich verpflichten, in jedem einzelnen Falle eine minutiös ausgearbeitete Kontrolle, die in seinem Auftrag ebenfalls genau mitgeteilt wird, zu üben. Erst wenn viele ganz genaue Beobachtungen vorliegen, soll das Verfahren der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Kunst.

Die Zurückgewiesenen. Einige jener Künstler, die von der diesjährigen Sezession abgelehnt worden sind, haben in einem Laden am Kurfürstendamm 126 ihre reifsten Bilder ausgestellt. Wer die Ausstellung besucht, bringt natürlich die Frage mit, ob diese Bilder mit Recht oder Unrecht abgelehnt sind, ob Mankunz mitgewirkt hat oder allzu geschäftlicher Eifer, die neuesten Richtungen an die Sezession zu fesseln. Die privatkapitalistischen Beziehungen der Firma Cassirer zu der Sezession werden ja im bevorstehenden Prozeß hoffentlich klargestellt und nicht etwa durch ein zartes Einverständnis zweier Geschäftsmächte, wie sie die Häuser Mosse und Cassirer repräsentieren, vertuscht werden. Aber soviel kann hier gesagt werden, daß es in der Sezession genug Bilder gibt, die an Qualität oder „Neuheit“ den zurückgewiesenen nicht überlegen sind. — Die Rezipienten selbst bespricht im folgenden unser Kunstreferent.

Während man sonst in dem Salon der Zurückgewiesenen jede Revolutionäre und Veräckerer zu finden pflegt, trifft man diesmal nur bekannte Erscheinungen. Der Gesamteindruck ist weder überwältigend noch peinlich. Man sieht sofort, daß man es mit redlichen

Leuten zu tun hat, mit Künstlern, die strebend sich bemühen. Bei einigen allerdings muß man mit leichtem Unbehagen feststellen, daß sie einem allzu großen Ablehnungsbedürfnis folgten, oder, was noch bedenkllicher ist, daß sie die ihnen eingeborene gesunde Art grundlos modernisieren wollten.

Zu diesen Aufwärtigen gehört Bischoff-Culm; er hat bisher mit treuer Objektivität den trocknen Strand und die farblosen Dünen der ostpreussischen See gemalt und hat die grell gelbeideten und doch fast schwarz wirkenden Fischer und Bauern seiner Heimat in solch nüchternem, aber ernst und fast wirkbild wirkendes Milieu hineingestellt. Nun ist er plötzlich ganz bunt geworden; man fühlt sofort und man muß es sagen, daß Bischoff-Culm diese neue Gala von den „Jungen“ entlehnte. Auch das wäre harmlos, wenn man es nur nicht spürte; man spürt es aber, weil solche grelle Palette gegen die Natur dieses Malers ist. Wenn er uns wieder erfreuen will, so kehre er zu sich selber zurück.

Opfungsloser ist es um Max Reumann bestellt; er wandelt in den Spuren Wedmanns. Das ist unklug, weil Wedmann selber noch ein Suchender ist. Dazu kommt, daß Reumann das große Figurenbild noch nicht zu beherrschen vermag; die Körper laufen auseinander, wirken farblos. Um die Tierbilder Hersteins steht es ähnlich; sie zeigen sehr viel Farbmaterie, aber wenig Struktur. Weit besser ist Pottner. Wenn seine Bilder auch ein wenig müde und melancholisch wirken, so webt in ihnen doch ein verliehtes Gefühl, eine Passion zu Hühnern und Enten. Finetti hat ganz spaßig die Stimmung eines winkligen Hofes in Verona gemalt; es ist Nacht und Komödianten lärmten. Ernst Doppel kreist nach wie vor um Max Liebermann, ohne dabei zu eigener Klarheit durchzudringen. Röhrigt, ein sehr junger Mensch, glaubt durch Blatateffekte vorwärts zu kommen. Eugen Spiro und Linde-Walther sind die alten geliebten; das wirkt sehr sympathisch. Sie zeigen beide Menschenmalerei, gut beobachtet und gefällig, wenn auch nüchtern dargestellt.

Viel Vergabung zeigt Gafeter, ein flotter Dekorateur; er macht aus der wilden Szenerie einer Urwaldjagd, aus Tigern, Elefanten und anderen Bestien, einen exotischen Teppich. R. Br.

Geschichtliches.

200 Jahre Ausgrabungen in Herculaneum. Im Jahre 1718 kaufte sich ein ehemaliger österreichischer General, ein Prinz d'Elbeuf, ein Grundstück in der Nähe von Portici am Vesuv. Er legte sich dort ein prächtige Villa an, die er mit erlesenen Kunstwerken zierte. Von Zeit zu Zeit suchte ihn nun ein Bauer der Umgegend auf, der ihm Stücke von antiken Marmor- und Bronze-Statuen verkaufte. Einmal erlundigte sich der Prinz danach, woher die Antiken des Landmannes stammten. Treuherzig erwiderte er: „Ja siehe sie aus dem Brunnen!“ Der Gutsbesitzer, der da irgend ein Geheimnis witterte, kaufte ihm sofort den Brunnen ab und das anliegende Feld dazu. Er ließ dort Nachgrabungen veranstalten und in einiger Tiefe stieß man auf die Ruinen einer altrömischen Stadt: man hatte Herculaneum wieder entdeckt. Bekannt ist das Schicksal der beiden campanischen Städte Pompeji und Herculaneum, die durch den denkwürdigen Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 nach Christus verschüttet worden sind. Jener zufällige Fund, der genau vor 200 Jahren gemacht wurde, eröffnete eine lange Reihe glänzender Entdeckungen auf dem Gebiete der antiken Kulturgeschichte. Indessen war der Gang der Ausgrabungen von Pompeji und der von Herculaneum ganz verschieden.

Die Stätte, wo Pompeji verschüttet lag, war fast unbewohnt und deshalb verhältnismäßig billig zu kaufen gewesen. So konnte der Staat sie ohne allzu große Opfer erwerben und das alte Pompeji zum größten Teile freilegen lassen. Auf den Trümmern von Herculaneum stehen jedoch zwei moderne Städtchen, Mesina und Portici, die vollkommen abgerissen werden mußten, ehe man zu einer umfassenden Ausgrabung des antiken Ortes schreiten konnte. So ist uns Herculaneum heute, wie vor 200 Jahren im großen und ganzen noch unbekannt. Nur einige wenige Häuser wurden bei zufälligen Gelegenheiten aufgedeckt. Freilich waren die Objekte, die sie enthielten, so wertvoll wie nur Weniges, das in Pompeji gefunden worden ist. Prächtige Bronzen waren es und Gemälde, und viele Hunderte von Buchrollen. Die Katastrophe ist im Jahre 79 über Herculaneum viel schneller hereingebrochen als über Pompeji. Während es den Einwohnern Pompejis fast durchweg möglich war, sich und ihre Habe zu retten, wurden die Bürger von Herculaneum verschüttet mit allem, was sie besaßen. So ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man bei einer Ausgrabung dieser Stadt unschätzbare Kunstwerke und vor allem viele verlorene antike Schriftsteller auffinden wird. Von den Büchern Epikurs und seiner Schüler war kein einziges auf uns gekommen, aber eine der paar Willen, die in Herculaneum ausgegraben sind, hat uns eine Fülle von Schriften aus dieser Philosophenschule beschert.

Vor einiger Zeit wollte der amerikanische Professor Waldstein mit Hilfe der Milliardäre seiner Heimat die Aufdeckung von Herculaneum unternehmen, aber Italien lehnte miträuflich das Anerbieten ab. Die Italiener wollen das Unternehmen selbst durchführen. Bis jetzt ist es aber noch ganz unsicher, ob und wann die Ausgrabungen beginnen werden. Sie kosten eine Riesensumme.